

Die Metaphysik hat in den vergangenen zwei Jahrzehnten eine überraschende neue Bedeutung bekommen. Nicht zuletzt in der englischen und amerikanischen Philosophie ist die Debatte über die Bedeutung der Metaphysik in den Mittelpunkt der Diskussionen der Theoretischen Philosophie gerückt. Doch es bleibt die Frage, um welche Art von Metaphysik es sich handelt: Handelt es sich um eine »revisionäre« Metaphysik, um eine bloße Wiederbelebung der vor-kritischen Metaphysik des 18. Jahrhunderts oder um eine neue Gestalt der Metaphysik nicht als »Erster« Philosophie, sondern als »Letzter« Philosophie? Die hier versammelten Beiträge geben Antworten auf diese Fragen, diskutieren Probleme und Perspektiven der Metaphysik heute und nehmen insbesondere Bezug auf die Beiträge zur Metaphysik im Kontext der Analytischen Philosophie.

Die Herausgeber:

Matthias Lutz-Bachmann, Jahrgang 1952, seit 1994 Professor für Philosophie am Institut für Philosophie der Johann Wolfgang Goethe-Universität, seit 2002 Adjunct Professor am Departement of Philosophy der Saint Louis University, USA.

Thomas M. Schmidt, Jahrgang 1960, seit 2003 Professor für Religionsphilosophie am Fachbereich Katholische Theologie und kooperierender Professor am Institut für Philosophie der Johann Wolfgang Goethe-Universität, seit 2003 Direktor des Instituts für Religionsphilosophische Forschung (IRF) der Goethe-Universität.

Matthias Lutz-Bachmann /
Thomas M. Schmidt (Hg.)

Metaphysik heute – Probleme und Perspektiven der Ontologie

Metaphysics Today – Problems and Prospects of Ontology

Verlag Karl Alber Freiburg/München

Über deskriptive und revisionäre Metaphysik

Winfried Löffler

1. Einleitung

Peter Frederick Strawson hat in *Individuals* der Nachwelt eine Unterscheidung samt einem terminologischen Vorschlag hinterlassen, die zwar immer wieder wie selbstverständlich benützt wird, deren genauer Gehalt aber überraschend selten reflektiert wurde: die Unterscheidung zwischen deskriptiver und revisionärer Metaphysik. Deskriptive Metaphysik [im Folgenden: DM], so lautet der Vorschlag in erster Näherung, begnüge sich damit, die tatsächliche Struktur unseres Denkens über die Welt zu beschreiben, während revisionäre Metaphysik [RM] das Ziel habe, eine bessere Struktur hervorzubringen.¹ In dieser oder einer ähnlich verknappten Form wird die Unterscheidung seither auch meist benützt, oft in Begleitung suggestiv überzeugender Beispiele: so etwa seien der eliminative Materialismus, Whiteheads Prozessontologie oder verschiedene Tropen- oder Phasenontologien Beispiele für revisionär-metaphysische Theorien. Strawson selbst widmet nur einer Seite seiner Unterscheidung ausführlichere Erläuterungen, nämlich der DM. Was RM nach Strawsons Dafürhalten sein sollte, bleibt weitgehend im Unklaren, denn nur wenig kann *e converso* aus den Erläuterungen zur DM erschlossen werden.

Strawsons *Individuals* von 1959 markiert nach verbreiteter Ansicht den wichtigsten Wendepunkt hin zur Auferstehung der Metaphysik in den analytisch-philosophischen Traditionen, nachdem das Thema dort jahrzehntelang kaum salonfähig gewesen war (von den unüberschaubar verästelten Metaphysikdebatten seither zeugt u. a.

¹ Peter Frederick Strawson, *Einzelnding und logisches Subjekt (Individuals)*. Ein Beitrag zur deskriptiven Metaphysik (engl.: *Individuals: An Essay in Descriptive Metaphysics* (1959), üs. von F. Scholz), Stuttgart 1972, S. 9.

der vorliegende Sammelband). Diese Schlüsselstellung Strawsons und die oftmalige spätere Inanspruchnahme seiner Unterscheidung lassen ihr also schon aus historischer Sicht einiges Interesse zukommen. Philosophische Überlegungen zur DM/RM-Unterscheidung liegen somit nach mindestens drei Richtungen nahe: Erstens nach einer philosophiehistorischen Vergewisserung über den genauen Inhalt von Strawsons Unterscheidung, zweitens (über Strawson hinausgehend) nach einer möglichen oder vielleicht sogar nötigen Präzisierung dieser Unterscheidung, und drittens nach der Brauchbarkeit, Nützlichkeit oder vielleicht sogar Unverzichtbarkeit der so beschriebenen Formen von Metaphysik.

Ich möchte daher zunächst die Hinweise zusammentragen und analysieren, die Strawson selbst zu einer Explikation von DM und RM anbietet (Abschnitt 2) und einigen ihrer Unschärfen nachgehen (3). Bezüglich der von Strawson nur am Rande behandelten RM legt sich die Frage nahe, in welcher Hinsicht sie besser sein könnte (4), und aus welchen Gründen umgekehrt die DM unhintergebar ist; hierzu möchte ich einen über Strawson etwas hinausgehenden Vorschlag präsentieren (5 und 6). Abschließende Folgerungen betreffen die Natur der Frage »was es gibt« und die Rolle der Metaphysik insgesamt (7).

2. Strawson über deskriptive und revisionäre Metaphysik

Außer der eingangs zitierten groben Charakterisierung – bezeichnen wir sie im folgenden mit A – umschreibt Strawson DM und RM sowie das Verhältnis zwischen ihnen lediglich durch einige wenige weitere Behauptungen (die Seitenzahlen beziehen sich auf die deutsche Ausgabe 1972):

- A Deskriptive Metaphysik begnügt sich damit, die tatsächliche Struktur unseres Denkens über die Welt zu beschreiben, während revisionäre Metaphysik das Ziel hat, eine bessere Struktur hervorzubringen (9).
- B Metaphysik heißt Gründe finden – gute, schlechte oder indifferente – für das, was wir instinktiv glauben (316 f.).
- C Beispiele für deskriptive Metaphysiker sind Aristoteles und Kant, für revisionäre Metaphysiker Descartes, Leibniz und Berkeley (9).
- D RM ist nützlich und bewundernswert, bleibt aber der DM ver-

- pflichtet. Letztere bedarf keiner anderen Rechtfertigung als der der Forschung im allgemeinen (9).
- E Die Struktur, nach der der Metaphysiker sucht, gibt sich nicht an der Oberfläche der Sprache zu erkennen (10). Die Methode der DM (um sie geht es im Kontext dieses Satzes) ist also wohl die der Offenlegung der »Tiefengrammatik«.
- F Von der (zur Entstehungszeit von *Individuals* en vogue gewesenen) *conceptual analysis* unterscheidet sich DM durch ihre größere Allgemeinheit (9).
- G Der in der DM freigelegte Bestand an zentralen Begriffen ist zu einem Teil übergeschichtlich und sprachinvariant (10 f.).
- H Die zentralen Begriffe der DM sind nicht Spezialbegriffe hochentwickelten Denkens, sondern Selbstverständlichkeiten, die dem am wenigsten entwickelten Denken ebenso zugrunde liegen wie dem höchst entwickelten. Sie sind unabweislich der Kern unseres begrifflichen Rüstzeuges (11).
- I DM sucht nach den grundlegenden, ontologisch primären Kategorien von Entitäten in unserem Begriffssystem. Das Kriterium dafür, dass eine Kategorie A von Entitäten grundlegender als eine Kategorie B von Entitäten ist, ist die einseitige, asymmetrische Abhängigkeit hinsichtlich deren Identifikation: A's sind ohne Bezug auf B's identifizierbar, aber B's nicht ohne Bezug auf A's (20).
- J Es gibt gewisse Gründe zur Annahme, dass im Rahmen der DM als grundlegend ausgewiesene Entitäten auch das primär Existierende sind, sofern man von unserer Annahme eines nicht-solipsistischen, raumzeitlichen Systems der Dinge ausgeht (75 f., 316).

Auf Strawsons inhaltliches Hauptergebnis in *Individuals*, dass nämlich Personen und materielle Körper die grundlegenden Entitäten der DM sind, brauchen wir zunächst nicht einzugehen. Bleiben wir zunächst bei der allgemeinen Charakterisierung von DM und RM. Es fällt auf, dass Strawson nur zum ersten Teil seines terminologischen Vorschlags nähere inhaltliche Bemerkungen macht. Was RM ist, bleibt dagegen weitgehend im Dunkeln, mit Ausnahme der Teilthese in D, dass RM der deskriptiven verpflichtet sei. Behauptung C als Aufzählung von Beispielen (wobei als revisionäre Metaphysiker so unterschiedliche Denker wie Descartes, Leibniz und Berkeley aufgelistet werden) hilft wenig weiter. Behauptung B sagt zwar etwas

über RM aus, bringt aber wenig für ihre Unterscheidung zur DM, denn sie ist zunächst ja auf *jede* Form von Metaphysik bezogen, und der Kontext des Satzes lässt sogar eher vermuten, dass sich Strawson hier primär auf DM bezieht. Die verbleibenden Behauptungen E bis J schließlich verraten nur etwas über DM. Es mag nun vielleicht nahe liegen, einfach durch die Negation der Behauptungen E bis J etwas über RM zu erfahren, dies stellt sich aber schnell als wenig fruchtbar heraus: Behauptungen E, J und vermutlich auch E (zumindest die erste Teilbehauptung) würden wohl auch für Formen von RM in Anspruch genommen werden. Ob auch G für die RM gälte, ist zweifelhaft, aber auch ein naheliegendes Negat von G würde der revisionäre Metaphysiker allerdings wohl bestreiten (denn geschichtlich bedingt und sprachabhängig soll – zumindest vom Anspruch her – keine metaphysische Position sein). Die Behauptungen H und I schließlich würden für die RM zwar zu verneinen sein, allerdings folgt daraus noch nicht viel für die positive Charakterisierung von RM. Wir werden also über die Andeutungen bei Strawson hinaus gehen müssen, vor allem, wo es um die Charakterisierung von RM geht.

3. Unschärfen in Strawsons Charakterisierung von DM

Allerdings ist auch Strawsons Charakterisierung von DM stärker problembehaftet, als es zunächst scheinen mag. Das mögen die folgenden drei Überlegungen verdeutlichen:

(1) Die Behauptungen A, B und E stehen, näher betrachtet, in einer Spannung: Behauptung A legt der DM die Orientierung an der Alltagssprache nahe, während Behauptung E die Methode tiefengrammatischer Analyse nahe legt, also ein gewisses Abgehen von den Strukturen der Alltagssprache. Behauptung B insinuiert ebenfalls, dass man die Gründe für unser Alltagsdenken erst finden muss, DM erschöpft sich demnach also nicht in einer simplen Analyse der Alltagssprache und dem, was die nächstliegenden ontologischen Verpflichtungen dahinter zu sein scheinen.

(2) In eine ähnliche Richtung geht die Frage, inwieweit DM nach Strawson eigentlich eine empirische Disziplin sein müsste. Wendungen wie »DM begnügt sich damit, die tatsächliche Struktur unseres Denkens über die Welt zu beschreiben« würden ja fast nahe legen, DM als Teil der (empirischen) Denkpsychologie zu verstehen. Das kann aber offensichtlich nicht gemeint sein, weder von Strawsons

deutlich nicht-empirischem Gesamtduktus her, noch aus einer inhaltlichen Überlegung heraus: Eine simple Beschreibung unseres Denkens über die Welt, sozusagen einer ungefilterten *folk ontology*, hätte wohl ein sehr lückenhaftes und widerspruchsvolles Ergebnis, das kaum jemand als Metaphysik ansprechen würde. Unsere Alltagsontologie enthält eine Reihe von Grenzfällen, Grauzonen, Widersprüchen und Lücken, die normalerweise unser Sprechen und Handeln nicht allzu sehr belasten, aber ab und zu doch – mitunter sogar in rechtlichen Auseinandersetzungen – zutage treten. Ist eine Uhr mit vielen ausgetauschten Teilen noch dieselbe? Bleibt eine Person noch dieselbe, wenn sich ihre Meinungen, Bewusstseinszustände und Verhaltensweisen radikal ändern? Ist ein Ereignis wiederholbar? Wann geht ein Samenkorn in eine Pflanze über? Ist eine Raupe dasselbe Objekt wie der spätere Schmetterling? Wann hat ein Prozess begonnen, und wann wandelt er sich in einen anderen Prozess? Sind thematisch zusammenhängende Kunstsammlungen Objekte, oder sind es nur ihre Teile? Dinge welcher Art sind Kanten, Löcher, Grenzen, Gestalten, Melodien? Kann man diese Dinge z. B. unabhängig von ihren »Trägerdingen« verändern oder beschädigen? Kann man alle Eigenschaften der Dinge objektiv in der Wirklichkeit finden oder werden manche eher durch den Bezug des Beobachters gestiftet? Diese und ähnliche Fragen lassen vermuten, dass eigentlich jede Art von explizit gemachter DM ihre revisionären Anteile gegenüber der *folk ontology* hätte und daher nicht rein empirisch wäre. Betrachten wir als ein erstes Beispiel etwa Aristoteles' Unterscheidung von potentieller unendlicher Teilbarkeit und aktueller Teilung im Kontext der Analyse des Kontinuums: Im Verhältnis zum alltäglichen Denken sind vermutlich beide Teile der Unterscheidung eher revisionär denn deskriptiv. Egal zu welcher Lösung des Kontinuumsproblems man selber neigt, immer betreibt man im Ergebnis so etwas wie RM; vermutlich einfach deshalb, weil unser faktisches Alltagsdenken für dieses Problem keine Lösung nahe legt.² Michael-Thomas Liske bringt

² Winfried Löffler, »Was ist eigentlich revisionäre Metaphysik?«, in: Uwe Meixner (Hg.), *Metaphysics in the Post-Metaphysical Age*. Proceedings of the 22nd International Wittgenstein-Symposium 1999, Wien 2001, S. 243–253, Abschnitt 3. In eine ähnliche Richtung geht Aristoteles' oft gebrauchte Unterscheidung zwischen dem erkenntnismäßig Früheren (aber sachlich Späteren) und dem sachlich Früheren. Eine als Ausdrucklichmachung der *folk ontology* verstandene DM dürfte sich vermutlich nicht weit vom erkenntnismäßig Früheren wegbewegen.

als weiteres instruktives Beispiel³ die philosophische Analyse von Farben als dispositionelle Eigenschaften: Von der Subjekt-Prädikat-Struktur des Satzes her mag man verleitet sein, Farben als objektive Eigenschaften wie andere auch zu betrachten, andererseits glauben wir aber auch, dass sich einem Blindgeborenen die Bedeutung eines Farbprädikats nie erschließt. Aus dieser Sicht scheint das Wesen der Farben keine objektive Eigenschaft, sondern etwas Subjektiv-Phänomenales zu sein. Beide Sichtweisen scheinen in der *folk ontology* enthalten zu sein, sie sind aber widersprüchlich. Eine plausible philosophische Lösung wäre es nun, Farben als dispositionelle Eigenschaften zu betrachten: ein farbiger Gegenstand zeitigt in einem Betrachter mit Sehvermögen unter passenden Bedingungen bestimmte phänomenale Eindrücke. Eine solche philosophische Korrektur der Alltagsontologie hat bereits revisionäre Züge, allerdings in einem eher harmlosen Sinne, d. h. sie lässt die Grundüberzeugungen unseres Alltagsdenkens unangetastet.

(3) Fraglich ist drittens das Verhältnis der Inhalte der DM zu Überzeugungen im Rahmen der einzelnen Wissenschaften. An sich legen Strawsons Charakterisierungen der DM (besonders Behauptungen D, G und H) ja nahe, dass die DM wissenschaftlichen Überzeugungen vorausliegt bzw. ihnen übergeordnet ist. Wenn die DM (im Sinne von Behauptung A) die tatsächliche Struktur unseres Denkens über die Welt beschreiben soll, dann kann allerdings nicht ausgeschlossen werden, dass vor allem die Naturwissenschaften dieses Denken und damit die DM massiv beeinflussen. Etwa wird man den meisten (auch intellektuell weniger engagierten) Menschen unseres Kulturkreises ein zumindest rudimentäres Wissen um Zellbiologie und Atomtheorie zuzuschreiben haben. Dieses Wissen kann aber seinerseits wieder das Denken z. B. über Personen, die Eigenschaften von Dingen oder über das primär Existierende beeinflussen. Die Frage nach dem primär Existierenden (im Sinne von Strawsons Behauptung J) würden viele Menschen etwa nicht im Sinne Strawsons, sondern im Sinne eines ontologischen Naturalismus beantworten und sagen, dass z. B. Zellen oder Elementarteilchen bessere Kandidaten dafür seien als Personen, Tiere oder Möbelstücke.

Liske macht besonders aufgrund von Überlegung (2) den Vorschlag, die Unterscheidung DM/RM gar nicht als trennscharfe Klas-

³ Michael-Thomas Liske, »Wie soll man Metaphysik betreiben? Deskriptive versus revisionäre Metaphysik«, in: *Philosophisches Jahrbuch* 111 (2004), S. 17–42, hier 27 f.

sifikation zu verstehen. Vielmehr seien DM und RM die idealtypischen Grenzpunkte eines Kontinuums von Zwischen-Fällen oder idealisierte Maßstäbe, an denen zu messen ist, ob (und inwiefern) eine vorgeschlagene metaphysische Position mehr deskriptiv oder mehr revisionär ist.⁴ Die DM/RM-Unterscheidung beziehe sich also eher auf Begriffe zur nachträglichen Bewertungen von Vorschlägen als auf a priori feststehende Zuordnungen. Dieser Sicht Liskes ist in ihren Grundlinien wohl beizupflichten.⁵

Man kann aus den bisherigen Überlegungen das Fazit ziehen, dass man Strawsons Charakterisierungen von DM und RM wohl nicht als autoritative, kanonische und fraglos taugliche Unterscheidung zu betrachten hat, zumindest nicht in ihrer faktisch vorliegenden Gestalt. Die angesprochenen Unschärfen legen vielmehr nahe, sie als offen für weitere Präzisierungen zu betrachten, wobei jedoch an der grundsätzlichen Nützlichkeit irgendeiner DM/RM-Unterscheidung nicht gezweifelt werden soll. (Unterscheidungen können schließlich auch dann nützlich und präzisierbar sein, wenn sie nur graduell sind und/oder Grenzfälle zulassen.) Vor allem schließt die bisher vorgebrachte Kritik nicht aus, dass es sachlich begründete Vorordnungsverhältnisse zwischen metaphysischen Vorschlägen geben kann. Ebenso wenig ist präjudiziert, ob Strawsons inhaltliche Hauptthese (vom Primat der Personen und materiellen Einzeldinge) nicht doch insoweit richtig ist, als eine solche Ontologie in der Tat ein erst-rangiger Kandidat für eine prioritäre Ontologie ist. Die nachfolgenden Überlegungen sind ein Versuch, diese beiden Annahmen zu untermauern. Ein erster Schritt dazu ist ein Präzisierungsvorschlag, was mit RM – dem bisher noch nicht näher betrachteten Teil der Unterscheidung – gemeint sein könnte.

4. Was macht RM »besser«?

Gehen wir also zurück zu Strawsons Ausgangsbehauptung A, dass RM unser faktisches Begriffssystem durch ein besseres ersetzen will. Was könnte diese Behauptung bedeuten? – Zunächst: »Besser« funktioniert von seiner logischen Grammatik her als mindestens dreistelliges Prädikat: »x ist besser als y unter der Rücksicht bzw. relativ zum

Zweck z«. Das ist sprachphilosophisch gesehen eine Trivialität, man erkennt daraus aber immerhin, welche beiden Punkte angesprochen werden müssen, wenn man den Ansprüchen von revisionär-metaphysischen Vorschlägen (sofern sie von »RM« im Fahrwasser Strawsons sprechen) auf die Spur kommen will: Relativ zu welchem z könnte RM besser bzw. zweckmäßiger sein, und besser als welches y?

Die letztgenannte Teilfrage (nach dem y) ist dabei von weniger Interesse und zum Teil schon beantwortet: Nach Strawson ist y unser faktisches Begriffssystem, von dem wir oben gesehen haben, dass seine Explizierung keineswegs trivial und problemlos ist und vielleicht selbst schon gewisse revisionäre Korrekturen erfordert. Für die folgenden Überlegungen können die offenen Probleme um die richtige Fassung von y aber ausgeklammert werden, denn für die Frage nach dem Wesen von RM dürfte ohnehin die dritte Stelle des Prädikats – also z – von größerer Relevanz sein. Strawson selbst unterschlägt (wie häufig auch unsere Alltagssprache) diese dritte Stelle. Relativ zu welchem Zweck z könnte RM also »besser« sein?

Setzt man einen sehr schwachen, unspezifischen Sinn von »besser« ein, etwa »weniger Widersprüche enthaltend«, dann wären zunächst ja so ziemlich alle philosophischen Bemühungen revisionär: Setzt man nämlich für y wiederum unser philosophisch unberührtes alltägliches Denken ein, dann wäre jede philosophische Tätigkeit, die über die bloße Beschreibung des Begriffsbestandes dieses Denkens hinausgeht, schon revisionär. Das Bemühen um kritische Herausarbeitungen gegenüber unreflektierten Alltagsmeinungen, etwa im Sinne von Wittgensteins therapeutischem Verständnis von Philosophie als Abgrenzung von berechtigten und irreführenden Sprachverwendungsweisen (Philosophische Untersuchungen §132 u. a.), wäre in diesem Sinne bereits revisionär, weil es uns möglicherweise die Korrektur bisher geglaubten Unsinn nahe legt. Als Betätigungsfeld für ein rein deskriptives Vorgehen bliebe aus dieser Sicht nur die Beschreibung unseres faktischen Denkens inklusive all seiner Widersprüche übrig, also vermutlich ein Teilbereich der Linguistik und/oder der Psychologie. Für die Charakterisierung von RM allerdings wäre ein derart schwacher Revisionsbegriff sachlich nicht angemessen. Nicht jede Korrektur unseres Begriffssystems, die uns aus Gründen der Widerspruchsvermeidung nahegelegt wird, ist schon RM. Für z muss offensichtlich etwas Spezielleres eingesetzt werden.

Fragen wir also von der anderen Seite her: Was macht klare, anerkannte Beispiele revisionärer Metaphysik revisionär? Betrachtet

⁴ Liske a. a. O., besonders S. 25–28, 41.

⁵ Ähnlich bereits W. Löffler 2001 (siehe Anmerkung 2), Abschnitt 3.

man als populäres Beispiel den eingangs bereits erwähnten eliminativen Materialismus, so ist ziemlich klar, was für z einzusetzen ist: Relativ zu dem, was oftmals als das naturwissenschaftliche Weltbild bezeichnet wird, und relativ zu den zulässigen Erklärungsweisen der Naturwissenschaft ist klar, dass der Bezug auf Absichten, Vorstellungen, Wünsche, Präferenzen etc. in den Explanantia menschlichen Handelns nicht vorkommen darf. In unserer Alltagsontologie spielen solche Eigenschaften und Zustände von Personen zwar eine zentrale Rolle, relativ zu den Bedürfnissen der Naturwissenschaft sind Ontologien ohne solche dubiose mentale Entitäten aber besser. Susan Haack, Peter Simons u. a. haben darauf hingewiesen, dass ein ganz ähnliches Anliegen auch hinter Whiteheads Denken steht, das gemeinhin als ein Paradebeispiel für RM gilt:⁶ Whiteheads Ereignisontologie ist eine Ontologie, die vom Kriterium der Wahrnehmbarkeit ausgeht, und die von ihrer Absicht her für die Physik (auch die relativistische Physik) brauchbar, d. h. in deren Begriffssystem bzw. kategorialen Rahmen integrierbar sein sollte. Der angestrebte Zweck z ist also, von seiner Kategorie her betrachtet, eine Eigenschaft komplexerer Art, wie etwa die Vereinbarkeit mit einem anderen Theoriebereich.

Allein die Bezogenheit auf einen bestimmten eingeschränkten Zweck z macht einen ontologischen Vorschlag allerdings noch nicht zur RM. Die bisherigen Voraussetzungen treffen ja auch auf allerlei nützliche Modellvorstellungen zu. Ich schlage daher vor, ontologische Vorschläge erst unter (zumindest) folgenden drei zusätzlichen Bedingungen als Kandidaten für RM zu betrachten:

(a) Das vorgeschlagene neue Begriffssystem⁷ ist zwar nicht das-

⁶ Susan Haack, »Deskriptive versus revisionäre Metaphysik: Strawson und Whitehead«, in: *Conceptus* 12 (1978), S. 80–100; Peter Simons, »Metaphysical Systematics: A Lesson from Whitehead«, in: *Erkenntnis* 48 (1998), S. 377–393.

⁷ Wenn hier des öfteren vereinfachend von »Begriffssystemen« gesprochen wird, soll damit nicht die insbesondere von Davidson aufgeworfene Frage präjudiziert sein, inwieweit die Rede von drastisch verschiedenen Begriffsschemata (bzw. einem uninterpretierten Erfahrungsmaterial dahinter) überhaupt einen angebbaren Sinn hat: Donald Davidson, »Was ist eigentlich ein Begriffsschema?«, in: *Wahrheit und Interpretation*, Frankfurt 1986; siehe dazu auch Thomas Grundmann, »Die Bedingungen des Verstehens als Bedingungen der Gegenstände des Verstehens«, in: G. Meggle (Hg.), *Analyomen 2. Proceedings of the 2nd Conference »Perspectives in Analytical Philosophy«*, Band I, Berlin/New York 1997, S. 232–245. und Ron Bontekoe, »Metaphysics: Should It Be Revisionary Or Descriptive?«, in: *International Philosophical Quarterly* 32 (1992), S. 147–160.

jenige, das wir normalerweise all unserem Denken zugrundelegen, in dem wir all unsere Fragen formulieren, geschweige denn beantwortet haben wollen; aber

(b) es wird behauptet, das neue Begriffssystem habe ontologische Priorität über das alte insofern, als einige Aussagen des alten Begriffssystems darüber, was es gibt, im neuen System nicht mehr formulierbar sind und daher von vornherein keine Wirklichkeitsgeltung haben können.

(c) [Eine naheliegende Folgerung aus (b)]: Ontologische Vorschläge dagegen, die in Verbindung mit einem uneingeschränkten Toleranzprinzip vorgetragen werden (etwa à la Carnap und Quine in manchen Phasen ihres Werks), sind keine RM.

Manche Leser werden vielleicht eine weitere Bedingung vermissen, nämlich dass das neue Begriffssystem gehaltvolle Erklärungen für signifikante Ausschnitte unseres gängigen Begriffssystems (bzw. die ontologischen Annahmen dahinter) bereitstellen sollte. Dies mag zwar vielfach der Fall sein (etwa wenn Tropentheorien die Alltagsobjekte als Bündel von Tropen mit bzw. ohne Struktur-Tropen erklären), allgemein als Bedingung für das Vorliegen von RM gefordert werden sollte es jedoch nicht. In vielen Fällen werden revisionär-metaphysische Vorschläge die Gegenstände des gängigen Begriffssystems nämlich gerade wegerklären, die ontologische Erklärung wird also nicht immer sonderlich gehaltvoll sein. Freilich ist die Intuition, dass eine RM auch ontologische Erklärungen⁸ für die Alltagsobjekte oder andere Objektbereiche bereitstellen sollte, nicht ganz unplausibel. Allerdings handelt es sich dabei nicht mehr um eine definitonische Bedingung, sondern bereits um ein Güte- bzw. Erfolgskriterium, d. h. um ein Kriterium für brauchbare bzw. erfolgreiche RM. Für eine allgemeine Definition von RM (die auch unplausible Formen von RM abdecken sollte), ist die Beschränkung auf eine schwächere Bedingung wie (b) vorzuziehen.

5. Die faktische Unhintergebarkeit der DM

RM, so der bisherige Vorschlag, liegt also nur dann vor, wenn – zumindest vom Anspruch her – die Priorität zwischen Begriffssysteme-

⁸ Zu Kriterien für ontologische Erklärungen siehe Paul Burger, »Was ist eine ontologische Erklärung?«, in: *Metaphysica* 1 (2000), S. 45–72.

men verändert werden soll.⁹ »x ist eine RM« ist demnach in Wahrheit ein mindestens zweistelliges Prädikat der Form »x ist *relativ zu y* eine RM«. Was außerdem in den bisherigen Überlegungen zutage trat, ist ein Allgemeinheits- bzw. Unersetzbarkeitsanspruch – sichtbar etwa an Bedingungen (b) und (c) –, der RM von lokal nützlichen, aber grundsätzlich austauschbaren Modellvorstellungen unterscheidet. Denselben Allgemeinheits- bzw. Unersetzbarkeitsanspruch erheben natürlich auch Vorschläge von DM. Wie dieser Anspruch näher aussieht und wie erfolgreich sich Vorschläge von RM im Vergleich zur DM etwa im Sinne Aristoteles' oder Strawsons ausnehmen, soll im Folgenden untersucht werden. Nach der in den vorigen Abschnitten diskutierten Definitionsfrage wechseln wir nun also zur bislang ausgeklammerten Frage nach dem möglichen Erfolg von DM und RM.

Einen ersten Hinweis darauf, was eine RM – gleichermaßen wie die DM – leisten müsste, bieten die Argumentationsformen, derer sich Strawson bedient. Die Priorität der DM, wie sie in den Behauptungen D, F, G und H inhaltlich zum Ausdruck kommt, zeigt sich besonders in einigen Argumentationsfiguren, die man als mehr oder minder ausdrückliche transzendente Argumente bezeichnen kann. Nicht alle Strawson-Interpreten haben gesehen, dass in *Individuals* mindestens vier Retorsionsargumente vorkommen, d. h. Argumente, die aufweisen wollen, dass die Formulierung eines Zweifels an der fraglichen Position ebendiese Position schon wieder als gegeben voraussetzt, dass dieser Position im Rahmen eines konsistenten Denkens also gar nicht ausgewichen werden kann.¹⁰ Es ist also nicht etwa bloß Strawsons mehrfach bekundeter *Glaube*, dass der Kern unseres Begriffssystems übergeschichtlich und sprachinvariant sei,¹¹ der ihn zu seinem Programm der DM neigen lässt. Strawsons faktisches Vorgehen ist vielmehr insgesamt als transzendentaler Aufweis zu ver-

⁹ In diesem Sinne auch Marcus Willaschek, »Was ist ›schlechte Metaphysik‹?«, in: U. J. Wenzel (Hg.), *Vom Ersten und Letzten. Positionen der Metaphysik in der Gegenwartsphilosophie*, Frankfurt 2019, S. 131–151, S. 282–288, hier S. 140–143.

¹⁰ Es sind dies: das Argument für die berechnete Zuschreibung diachroner Einzelding-Identität in zumindest manchen Fällen (Strawson ebd. S. 43 f.); das Argument gegen die Konsistenz der »no-ownership-doctrine« bezüglich mentaler Zustände (S. 123 f.); das Argument für die logische Adäquatheit der Zuschreibungskriterien für mentale Prädikate (S. 135 ff.); das Argument für die Unverzichtbarkeit von Subjektausdrücken (S. 252).

¹¹ So allerdings die Interpretation von Susan Haack (siehe Anmerkung 6).

stehen, dass bestimmte Eigenarten unseres Begriffssystems tatsächlich unaufgebbar sind, weil jeder Zweifel daran sie schon wieder voraussetzen muss.

Einmal unterstellt, dass zumindest einige der Argumente Strawsons stichhaltig sind, erscheint die Anwendung einer DM also als faktisch unhintergebar. Diese faktische Unhintergebarkeit verrät allerdings noch nicht viel über die Funktion und Leistung der DM, und sie verrät auch noch nicht, warum Formen von RM in dieser Hinsicht defizient sein könnten.

6. Warum DM unhintergebar ist und was RM leisten müsste

Mehr Hinweise bietet diesbezüglich Strawsons Behauptung I über die einseitige, asymmetrische Identifikationsabhängigkeit als Kriterium für ontologische Priorität: wenn A's ohne Bezug auf B's identifizierbar sind, aber B's nicht ohne Bezug auf A's, dann sind Dinge der Art A ontologisch grundlegender. Meine folgenden Überlegungen gehen von der Annahme aus, dass diese These Strawsons richtig ist, und versuchen die Unhintergebarkeit der DM weiter zu erläutern. Was Strawson letztlich verteidigen möchte, ist eine aristotelisch geprägte Ontologie, in der Personen und andere Körpersubstanzen ontologisch grundlegend sind. Über Strawsons Text hinausgehend, aber wohl in seinem Sinne, könnte man diese Ontologie etwa in Form des folgenden Bündels von Thesen umschreiben: a) Grundlegend für unser Weltbild ist eine Ontologie der mesoskopischen, lebensweltlichen Gegenstände, wie etwa menschlicher Personen, Tiere, Pflanzen, Tische, Werkzeuge etc. Diese Objekte haben einstellige und relationale Eigenschaften verschiedenster Art. b) Sämtliche weitere ontologischen Überzeugungen – etwa unser Glaube an die Existenz von Elektronen, Genen, Feldern, sozialen Gruppen, Bruttoinlandsprodukten etc. betreffen abgeleitete Regionalontologien. All diese Dinge »gibt es«, sofern ein stabiler Diskurs über diese Dinge möglich ist. Aber diese Regionalontologien sind nur unter der Voraussetzung einführbar und benützbar, dass auch unser Handeln mit und Sprechen über mesoskopische(n) Objekte(n) stabil funktioniert. c) Menschliche Personen sind Substanzen mit einem charakteristischen mental-physikalischen Doppelaspekt, d. h. man kann ihnen mentale und physikalische Prädikate zusprechen. Dieser Doppelaspekt ist u. a. die Voraussetzung dafür, dass man überhaupt sprachlich und handelnd

ins Raum-Zeit-System einsteigen und sich auf bestimmte Objekte beziehen kann.

Was leistet nun diese DM? Gehen wir dazu zurück zu Strawsons Behauptung B, der zufolge Metaphysik das Finden von Gründen sei für das, was wir instinktiv glauben. Zu dem, »was wir instinktiv glauben«, was wir also spontan in unserem Handeln als verlässlich zugrundelegen, gehört ziemlich viel – theoretische Überzeugungen von klein- und größerräumiger Bedeutung, von alltäglicher und wissenschaftlicher Art, Wertungen und Präferenzen, Annahmen über Verfahrensweisen und anderes mehr. Insbesondere zählt dazu auch eine (mehr oder minder reflektierte, mehr oder minder konsistente und mehr oder minder lückenhafte) Auffassung darüber, wie die einzelnen Wissensgebiete, Lebensbereiche etc. zueinander stehen, welche Gegenstandsbereiche jeweils zugrundegelegt werden, unter welchen Voraussetzungen die Erklärungsformen und Theoriebildungen in den einzelnen Bereichen anwendbar sind, etc. Nennen wir dieses (meist nur ansatzweise explizit gemachte) Überzeugungssystem eine *Weltanschauung*.¹² Idealerweise sollte dieses Überzeugungssystem ähnlichen Theorieeigenschaften genügen, wie sie auch für umfassende wissenschaftliche Theorien gefordert werden: Es sollte (a) intern konsistent sein, außerdem (b) erfahrungsbezogen und (c) vollständig in dem Sinne, dass bestimmte Erfahrungsbereiche nicht von vornherein als rätselhafter erratischer Block stehenbleiben dürfen, und (d) einheitlich in dem Sinne, dass die Integration von Erfahrungsgegebenheiten nicht mehreren, untereinander beziehungslosen und in ihrer Anwendung willkürlichen Deutungssystemen folgen darf.¹³ Das Verhältnis von Weltanschauung und Metaphysik wäre dann so

¹² Zur Vermeidung von Missverständnissen sei gleich hinzugefügt, dass »Weltanschauungen« im Sinne dieser Verwendungsweise nicht mit Parteiprogrammen, Religionsbekenntnissen und ähnlichen weltanschaulichen Manifesten zu verwechseln sind (siehe dazu Otto Muck, *Rationalität und Weltanschauung*, Innsbruck/Wien 1999, Kap. I). Zu ähnlichen Konzeptionen von Weltanschauung siehe u. a. auch W. Donald Hudson, »The Rational System of Beliefs«, in: A. Loades und L. D. Rue (Hgg.), *Contemporary Classics in Philosophy of Religion*, LaSalle 1991, S. 33–58; Patrick Riordan, »Religion as Weltanschauung«, in: *Aquinas* 37 (1991), S. 519–534; Ninian Smart, »The Philosophy of Worldviews«, in: ders., *Concept and Empathy. Essays in the Study of Religion*, hg. von D. Wiebe, New York 1986, S. 72–85. Zu psychologischen Aspekten siehe Hellmuth Benesch, *Warum Weltanschauung*, Frankfurt 1990.

¹³ Frederick Ferré hat diese Kriterien übrigens gerade in Anlehnung an Überlegungen Whiteheads in »Process and Reality« formuliert: *Language, Logic and God*, New York 1961, S. 162 f.

zu bestimmen, dass es Metaphysik mit der Analyse von Weltanschauung zu tun hat und auf allgemeine Strukturen hinweist, die hinter jenen Weltanschauungen stehen, die ihre Integrationsaufgabe erfüllen.¹⁴ Tatsächlich spricht nun einiges für die These, dass jede Weltanschauung, die die genannten Kriterien erfüllt und somit tragfähig ist, im Kern einen ontologischen Rahmen von mesoskopischen, personenartigen und nicht-personenartigen körperlichen Kontinuanten hat, also genau jenen Rahmen, der der aristotelisch-strawsonischen DM entspricht. Vor allem ist es letztlich dieser Rahmen, von dem aus wir die differenzierteren Vokabulare unserer mehr oder weniger großräumigen alltäglichen und wissenschaftlichen Theorien einführen und ihre Bedeutung explizieren. Man könnte dies einen *methodologischen* Primat der Gegenstände der Lebenswelt nennen. Strawsons Behauptung I, dass das Kriterium für ontologische Priorität die einseitige Identifikationsabhängigkeit ist, kann als eine »meta-ontologische« Fassung dieses methodologischen Primats der Gegenstände der Lebenswelt gesehen werden, wenn man will, als ein *Identifikations-/Reidentifikationsprimat* der mesoskopischen lebensweltlichen Kontinuanten: Nicht nur Angehörige anderer ontologischer Kategorien wie Akzidenzien, Eigenschaften, Prozesse und Ereignisse, Tropen, Löcher, Grenzen und anderes¹⁵ sind nicht identifizierbar ohne den Bezug auf ihre Träger, ihre Beobachter, ihre räumlichen Nachbarn und/oder ähnliche Kontinuanten. Die gängigen Einführungsbeispiele z. B. für Tropes sind unter dieser Rücksicht besonders bezeichnend und verdeutlichen diese Identifikationsabhängigkeit: »the colour of this pea, the temperature of that wire,

¹⁴ In ähnlicher Weise stellt Peter Simons (siehe Anmerkung 6, S. 383 f.) dieses *integration requirement* (»finding a place for everything we come across«) an jede Form von RM. Ich vermute allerdings, dass seine Integrationsforderungen schwächer sind bzw. andere Kriterien akzentuieren: Das von jeder RM zu fordernde »finding a place for everything we come across« (a. a. O. S. 384) dürfte das Erfordernis möglichst vollständiger kategorial-ontologischer Einordenbarkeit betonen, während hier stärker methodologische Klärungen betont werden: warum wir überhaupt einzelne Gegenstandsbereiche einführen, wie sie sich voneinander unterscheiden, welche Aspekte in den einzelnen Betrachtungsrichtungen methodisch ausgeblendet werden u. ä.

¹⁵ Die ausführlichste mir bekannte Kategorienliste verschiedenster Ontologien bietet Peter M. Simons, »Merkwürdige Sachen und die Beziehung der Ontologie zur Sprache«, in: G. Meggle (Hg.), *Analysomen 2. Proceedings of the 2nd Conference »Perspectives in Analytical Philosophy«*, Band II, Berlin/New York: De Gruyter 1997, S. 418–438. Zu den verschiedenen Quellen metaphysischer Überzeugungen immer noch unverzichtbar ist Stephan Körner, *Metaphysics. Its Structure and Function*, Cambridge 1984.

the solidity of this bell«,¹⁶ »dieses Braun meines Tisches, jene Höhe meines Stuhles, dieses Gewicht meines Computers«. ¹⁷ Ähnliches gilt auch für die theoretischen Entitäten der verschiedenen Wissenschaftsbereiche, etwa Bruttoinlandsprodukte, Vertragsbeziehungen, Photonen und Felder: Sie sind nicht identifizierbar und reidentifizierbar ohne den Bezug auf mesoskopische Kontinuanten, seien es Versuchsanordnungen, ihre Konstrukteure und Bediener, die wirtschaftenden Menschen und anderes mehr. Die Beschreibungen solcher Dinge sind also abgeleitet und damit theoriegeladen von den mesoskopischen Entdeckungs- und Einführungskontexten her, aus denen diese Beschreibungen durch Abstraktion gewonnen werden.

Besonders augenfällig wird diese Abhängigkeit des Redens über theoretische Entitäten von unseren lebensweltlichen Redeweisen und Praktiken sowie die einheitstiftende Funktion der DM dann, wenn es Störfälle in der wissenschaftlichen Tätigkeit gibt. Wenn man etwa den Verdacht hat, dass ein Messgerät defekt ist, dann hilft der Appell an Naturgesetze und ihre theoretischen Entitäten nicht weiter, denn sie erklären das Verhalten defekter Messgeräte genauso wie jenes funktionierender. Eher wird man z. B. alle greifbaren Messinstrumente in dieselbe Messumgebung bringen, ihre Anzeigen vergleichen und so das defekte Gerät identifizieren, oder man wird mit dem verdächtigen Gerät eine Kontroll-Messung an einem Standard-Messobjekt durchführen. Man steigt also auf bewährte lebensweltliche Praktiken auf der Ebene mesoskopischer Objekte um, also Praktiken des Vergleichens, des sorgfältigen Skalenablesens, des Situations-Vergleichens zum Ausschließen von Messfehlern etc. Ähnlich gehen wir vor, wenn wir ein Messgerät kalibrieren, wenn wir vermutete Mess-Artefakte von der zu messenden Größe trennen, oder wenn wir die typischen Ausschnitte eines Röntgenbildes von seinen uninteressanten Nebenregionen unterscheiden. Bezugspunkt all dieser Tätigkeiten sind auch hier wieder die mesoskopischen, lebensweltlichen Objekte der DM und unser Wissen um den Umgang mit ihnen. Erst auf dem Hintergrund dieses Rahmens, durch ihre Einbettung in ein stabiles System lebensweltlicher Zubringerhandlungen gewinnen die einzelnen wissenschaftlichen Tätigkeiten ihre Wirklichkeiterschließende Kraft. Die beste Theorie nützt nämlich nichts,

wenn man nicht ihre passenden und unpassenden Anwendungsfälle ausfindig machen könnte; dieses Wissen ist allerdings kein Wissen über die theorie-internen Gegenstände, sondern über ihren weltanschaulichen Rahmen und die Art ihres Zusammenhangs.

Solche Einsichten dürften wohl hinter Strawsons Behauptung D stehen, dass RM der DM verpflichtet sei, letztere aber keiner anderen Rechtfertigung bedürfe als der der Forschung im allgemeinen. In traditioneller Terminologie ausgedrückt: Photonen, Felder und ähnliche theoretische Entitäten sind nicht etwa nichts und auch nicht bloß instrumentalistische Fiktionen. Sie sind vielmehr *entia rationis cum fundamento in re*: d. h. Abstraktionsprodukte in einer bestimmten Fragerichtung, wenngleich freilich sachlich wohlbegründete. Es »gibt« all diese Dinge, sofern ein stabiler Diskurs über sie möglich ist und die Annahme ihrer Existenz zu Verständigungs- und Problemlösungsleistungen führt. Es gibt sie allerdings nicht im selben Sinne, wie es die mesoskopischen, lebensweltlichen Kontinuanten als Ausgang der Begriffskonstitution gibt. Es wäre daher ebenso ein methodischer Missgriff, sie mit lebensweltlichen Gegenständen in einen ontologischen Topf zu werfen, wie es ein Missgriff ist, die Eigenschaften der lebensweltlichen Gegenstände aus ihnen rekonstruieren oder vollständig erklären zu wollen. Es ist überdies ein Fehler, die Herkunftigkeit abstrahierter Begrifflichkeiten zu vergessen und nachträglich die Erklärungsrichtung umzudrehen: Insbesondere ist es aus naheliegenden methodologischen Gründen aussichtslos, gerade diejenigen Aspekte eines Ausgangsphänomens, von denen bei der Auswahl der wissenschaftlichen Analysensprache methodisch abgesehen wurde, aus den Abstraktionsprodukten rekonstruieren zu wollen. Man könnte dies den »Trugschluss aufgrund reziproker Begriffskonstitution« nennen.¹⁸ Eine ähnliche Beschränkung wie für theoretische Gegenstände der Einzelwissenschaften gilt in dieser Hinsicht auch für »rein ontologische« Kategorien wie Grenzen, Löcher, Tropen u. a.¹⁹ – es ist schwer absehbar, wie aus ihnen z. B. plau-

¹⁶ Keith Campbell, *Abstract Particulars*, Oxford/Cambridge, MA 1990, S. 2f.

¹⁷ Edmund Runggaldier / Christian Kanzian, *Grundprobleme der Analytischen Ontologie*, Paderborn u. a. 1998, S. 66.

¹⁸ Inwiefern dieser »Trugschluss aufgrund reziproker Begriffskonstitution« z. B. naturalistische Ansätze in der Philosophy of Mind belastet, versuche ich zu erläutern in »Naturalisierungsprogramme und ihre methodologischen Grenzen«, in: J. Quitterer / E. Runggaldier (Hg.), *Der neue Naturalismus – eine Herausforderung an das christliche Menschenbild*, Stuttgart 1999, S. 31–76.

¹⁹ Methodologisch gesehen lassen sich zwei Strategien beobachten, wie man ontologisch mit dem Problem der Rekonstruierbarkeit komplexer Phänomene fertig werden möchte: (a) die Anreicherung des ontologischen Inventars durch neue Gegenstände, »die

sibel rekonstruiert werden könnte, was ein Mensch, ein Tier oder auch nur eine Armbanduhr ist. (Wenn manche Tropentheorien zu diesem Zweck Zuflucht zu Hilfskonstrukten wie »Strukturtropen« nehmen, ist dies zwar ein wenig plausibler Vorschlag, aber höchst illustrativ für den beschriebenen Erklärungseingpass.) Eine funktionell ebenbürtige RM, die ihren Namen wirklich verdient und mehr sein will als eine Modellvorstellung mit beschränktem Geltungsanspruch, müsste dieselbe weltanschauliche Integrationsleistung erbringen wie die DM, d. h. sie müsste eine plausible zusammenhängende Erklärung sowohl über unser Wissen auf lebensweltlicher Ebene als auch über den Platz, die Relevanz und die Geltungsansprüche der einzelnen wissenschaftlichen Theorien abgeben können. Nach den bisher erläuterten Asymmetrien der Begriffseinführung und (Re-)Identifikation scheint es aber schwer vorstellbar, wie dies im Rahmen einer RM funktionieren könnte.

7. Was es »wirklich gibt«

Was folgt aus all dem für die Frage, »was wirklich existiert, was es wirklich gibt«? Dass diese Frage weder durch einen simplen Verweis auf »die Wirklichkeit« zu beantworten ist noch durch einen Verweis auf die sprachlichen Verhältnisse, d. h. die ontologischen Verpflichtungen, die wir durch Einlassung in verschiedene Sprachbereiche eingehen, dürfte außer Streit stehen. Überhaupt ist sie ohne weitere Qualifikation, d. h. solange man von einer naiv-univoken Verwendungsweise von »Gibt es ... ?« / »es gibt ...« ausgeht, wohl irreführend: Gibt es Farbtropen, Universalien, Grenzen, Elektronen, Quanten? Gibt es Flächen, Kanten, Farbtöne, Massen, Gewichte? Gibt es sie wirklich, »wirklicher« als z. B. die Menschen um uns herum? Natürlich, so wäre im Sinne der vorstehenden Überlegungen zu antworten, es »gibt« alle diese Dinge, und zwar insofern sie uns außersprachlich auf verschiedenste Weise »in die Quere kommen«²⁰ und wir mit sprachlichen Mitteln bestimmte Verständigungsleistungen

es auch geben muss«, wenn man bestimmte Ausschnitte der wissenschaftlichen oder alltäglichen Rede als sinnvoll und wahrheitsfähig erachten will, oder die hier favorisierte Lösung (b), nämlich die verstärkte Beachtung von Identifizierbarkeits- und Begriffseinführungsabhängigkeiten zwischen den jeweiligen Vokabularen.

²⁰ Die plastische Metapher verdanke ich Peter Simons (siehe Anmerkung 6), S. 384.

über sie erzielen können.²¹ Aber es gibt sie, wie wir gesehen haben, eben nicht in derselben Weise und nicht mit beliebigen Rekonstruierbarkeitsbeziehungen dazwischen.

Sofern man also – mit Strawson – gern an der Redeweise vom »primär Existierenden« festhalten möchte, dann schiene ungefähr folgendes als ein akzeptabler Explikationsvorschlag dafür: »Primär« existieren die Dinge derjenigen Kategorie(n), (a) von der/denen die Dinge anderer Kategorien einseitig identifikations- und reidentifikationsabhängig sind, und (b) deren sprachliche Erfassung die Basis der Begriffseinführung für andere Kategorien von Dingen bildet. In diesem Sinne kann die oben angesprochene weltanschauliche Einordnung verschiedener Gegenstandsbereiche, Wissensgebiete u. a. ihren Ausgang beim »primär Existierenden« nehmen, weil von hier aus Aufschluss darüber zu erwarten ist, wie sich unterschiedliche abgeleitete Redeweisen zueinander verhalten. Soweit ich sehe, tendieren Vorschläge von RM (seien sie nun eher naturalistisch oder eher phänomenologisch motiviert) nun aber dazu, den Zweck und die Erklärungsziele, die sie verfolgen, zu verabsolutieren, d. h. die Begrifflichkeit einer bestimmten Abstraktionsrichtung als prioritär anzusetzen. Zu einer Metaphysik gehört aus den eben angeführten Gründen allerdings mehr, als nur ein plausibles ontologisches Inventar für die aktuell vorherrschenden naturwissenschaftlichen Theorien vorzuschlagen. Metaphysik ist andererseits aber auch mehr als eine phänomenologisch orientierte »allgemeinste Gegenstandstheorie«, die die Gegenstände unseres Bewusstseins auflistet. Zumindest mit einem der genannten Kriterien scheinen solche metaphysische Vorschläge in Konflikt zu kommen, insbesondere mit dem Kriterium der Umfassendheit, und so die angestrebte Integrationsfunktion nicht zu erfüllen. Anders sieht es für den Objektbereich der DM im Sinne Aristoteles' und Strawsons aus: Sie scheinen diese Integrationsleistung zu erbringen und – sofern Strawsons transzendente Argumente oder ähnliche Argumentformen stichhaltig sind – darin auch unverzichtbar zu sein. Und dies wäre dann wohl eines der stärksten Argumente, das man für einen ontologischen Vorschlag überhaupt vorbringen kann.

²¹ Diesen Punkt betont Hans Kraml, »Ontologische Freiheiten und Restriktionen«, in: G. Meggle (Hg.), *Analytomen 2. Proceedings of the 2nd Conference »Perspectives in Analytical Philosophy«*. Band II, Berlin/New York 1997, S. 383–389; ders., »States of Affairs«, in: *Erkenntnis* 48 (1998), S. 311–324.